Gutenbergs Vermächtnis Stolpersteine auf dem Weg in die Informationsgesellschaft

Dialogus. Das ist, wenn einer fragt und sich selbst antwortet“, so lesen wir auf der ersten Seite einer von Heinrich Knoblotzer 1483 gedruckten „Rethorica“. Kein Zweifel, man hatte sich 15 Jahre nach dem Tode Gutenbergs auf die neue Kommunikationssituation eingestellt. Wer Bücher für den Druck schreibt, führt kein Gespräch, er monologisiert, selbst wenn er in Dialogform schreibt. Die Rhetorik ist nicht länger eine Anweisung für die überzeugenden Gestaltung der mündlichen Rede. 500 Jahre später haben wir erneut die Möglichkeit für uns zu klären, welche Kommunikation wir wollen. Die kulturhistorische Leistung des Buchdrucks, die das Zitat widerspiegelt, nämlich die interaktionsfreie gesellschaftliche Informationsverarbeitung, wird als selbstverständlich hingenommen und ihre Unwahrscheinlichkeit kaum bemerkt. Kommunikation soll nun wieder interaktiver, rückkopplungsintensiver werden – ohne zum Gespräch von Angesicht zu Angesicht zurückzukehren. Computer und Internet versprechen Anno 2000 dazu ähnliche neue technische Lösungen, wie das Typographeum, also die Gesamtheit der Gutenbergtechnologie im Verbund mit den marktwirtschaftlichen Netzen, anno 1500.

So lässt sich der Ist-Zustand beschreiben. Aber wohin soll die Reise gehen? Fragen und Antworten von Michael Giesecke.

600 Jahre Johannes Gutenberg und Buchkultur, ein Grund zum Feiern?

Von Johannes Gensfleisch alias Gutenberg wissen wir wenig, zuwenig jedenfalls um ihn als Person zu feiern. Sein Geburtsjahr mag 1400 gewesen sein, oder auch ein früheres oder ein späteres. Wir kennen ihn praktisch nur aus Gerichtsakten als Unternehmer und eben als Ingenieur und Verleger. Deshalb hat es sich seit dem 17. Jahrhundert eingebürgert, nicht seinen, unbekanntem, Geburtstag, sondern die Wiederkehr seiner ersten Drucke im Jahr 1440 zu feiern. Dieses Datum, es taucht wohl zuerst in der Städtechronik von Köln 1499 auf, bleibt zwar ebenfalls umstritten, aber es bezieht sich jedenfalls unmittelbar auf die Geburt des neuen Mediums. Dieses Medium ehrte man 1640, 1740 und, überaus pompös, 1840 mit tagelangen Festveranstaltungen. Für 1940 hatte man ähnlich monumentale Veranstaltungen mit zentralen Aufmärschen in der Reichshauptstadt Berlin geplant. Der Krieg machte ihre Verwirklichung unmöglich und so folgten erst 1990 wieder in bescheidenem Umfang Festreden und Ausstellungen. So beispielsweise die Rückschau 450 Gutenberg in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel.

Mit dieser Tradition zu brechen, dürfte kaum eine bewusste Entscheidung gewesen sein. Tatsache bleibt, dass man von der Ehrung des Mediums zu jener des Erfinders seiner technischen Voraussetzungen übergewechselt ist. Das fügt sich in die Entscheidung einer amerikanischen Zeitung, nicht die typographischen Informations- und Kommunikationsmedien zur Innovation des Jahrtausend, sondern Gutenberg zum Mann des Jahrtausend zu erklären. Das gedruckte Buch scheint kaum noch Anlass genug für Feiern und Identitätsstiftungen. Wenn es besungen wird, dann sogleich in Beziehung auf die neuen elektronischen Kultobjekte.

Die Gutenbergfeiern dienten doch immer auch zur Selbstvergewisserung der Buchkultur. Schwindet hier ebenfalls der Bedarf?

Wer die Buchkultur heute ehren und ihre Leistungen weitertragen will, muss sie zunächst einmal entmystifizieren, die Aufmerksamkeit statt auf ihre allbekanntesten Leistung auf deren Grenzen lenken. Gerade an den Schwachstellen werden sich gute Kooperationsmöglichkeiten zwischen alten und neuen Medien finden lassen. Zuerst und vor allem muss man sie in den Zusammenhang der Industriegesellschaft stellen.

Der Aufstieg der typographischen Medien fiel mit der kolonialen Ausdehnung Europas, der Einführung der Marktwirtschaft, der industriemäßigen Ausbeutung der Natur und der Ersetzung jenseitiger Heilserwartungen durch diesseitige Profit- und Wissensgier zusammen. Dieser Zusammenhang ist alles andere als Zufall: Die typographischen Medien haben sich nie in die institutionellen Bahnen zwingen lassen, in denen die Handschriften im Mittelalter kursierten. Sie sind imperiale Medien, brauchen riesige kommunikative Netze und ermöglichen sie zugleich. Auf den freien Markt als Verbreitungsmechanismus angewiesen, fördern sie seine Entfaltung. Zugleich ist die typographische Informationsproduktion in den Setzereien und Druckereien der historische Prototyp standardisierter gewerbsmäßiger Massenproduktion. Mit ihr beginnen die metallurgischen Präzisionsmaschinen ihren Aufstieg. Die Autoren der gedruckten Bücher verstehen sich als Urheber und eigenständige Schöpfer ihrer Informationswaren, und sie zerreißen damit die Tradierungsketten, die für alle vorneuzeitlichen Kulturen heilig waren. Die Erfahrungen der Ahnen, die Weisheit des Alters, die inneren Stimmen und die göttlichen Zeichen – alles unterliegt nun der Interpretationsmacht der jeweils letzten Generation. Die neuzeitlichen Autoren machen sich so zum Herrscher über das jahrhundertalte Informationsgut – genauso wie sich ihre Zeitgenossen in Handel und Industrie zum Ausbeuter der übrigen Natur- und Kulturgüter aufschwangen.

Während nun die Kritik an den politischen Kolonialreichen, der kapitalistischen Marktwirtschaft und ihren ökologischen Auswirkungen, ja selbst an dem „Gotteskomplex“ (H. E. Richter) des neuzeitlichen Menschen und an den Anmaßungen seiner Vernunft eine ganz unübersehbare Tradition in unserer Gegenwart besitzen, bleibt die Gutenberg Galaxy (Marshall McLuhan), also die Kommunikationstechnologie, die diese Entwicklung erst ermöglicht hat, vor vergleichbaren Angriffen ganz verschont. Wie im Märchen wird die Mutter ‚Neuzeit‘ in eine böse Schwiegermutter mit den Attributen ‚Kolonialismus‘ und ‚Kapitalismus‘ und ‚Verlust von Demut und Sinnlichkeit‘ einerseits und in eine Wärme und Geborgenheit spendende gute Mutter, die sich unter anderem durch die Merkmale ‚Schatzhalterin‘ des Wissens, Förderin der Vernunft und der Künste, des Glaubens und des Individuums auszeichnet, aufgespalten. Dabei handelt es sich, wie der gute Märchenerzähler und das sensible Kind bei den alten Märchen durchaus empfinden, um ein und dieselbe Person. Die typographische Informationsverarbeitung und Kommunikation ist Voraussetzung und Folge der ungläubigen neuzeitlichen Industriegesellschaft.

Akzeptiert man die These vom inneren Zusammenhang zwischen den typographischen Medien und der neuzeitlichen Industrie, Wissenschaft, Ökonomie und dem aufgeklärten Menschenbild, so beginnt das Staunen über die positive Besetzung der Lesekultur.

Wie ist es zu erklären, dass das gedruckte Buch so wenig in die allgemeinen Kritik etablierten Werte der Industriekultur einbezogen wird? Wieso bestehen die gleichen Personen, die im politischen Kontext für Basisdemokratie und multikulturelle Gesellschaft plädieren, die eine ökologisch Alternative zur Industriekultur fordern, emphatisch auf dem gedruckten Buch und der Lesekultur?

Die europäischen Industrienationen haben sich in der Neuzeit soweit differenziert, dass schließlich jegliches Gefühl für das Zusammenwirken der Teile, z. B. von Wirtschaft und Kunst, von Natur- und Geisteswissenschaften, verloren gegangen ist. Das gegenwärtige Bemühen, Mensch und Technik und beides mit der Natur zu versöhnen kann man nur verstehen, wenn man sich diese Größen als voneinander getrennt vorstellt. Natur, Mensch und Technik bestehen aber weithin aus denselben Stoffen und haben nie aufgehört sich in Koevolution zu entwickeln. Deshalb ist es auch schon missverständlich, sich die Aufgabe der Integration dieser Teile zu stellen. Diese gibt es. Wir wollen augenblicklich aber allem Anschein nach eine andere. Diese Innovation erzeugt auf der anderen Seite Ängste. So wie man in der frühen Neuzeit die Angst vor dem Neuen dadurch bannte, dass man es als Wiedergeburt der Antike ausgab, so möchte man jetzt die Buchkultur in die neue Zeit hinüberretten.

Welche Perspektive schlagen Sie vor?

Kulturen, auch die Buch- und Industriekultur, als Ökosysteme zu betrachten. Wir werden uns daran gewöhnen müssen, dass sie nicht scheidchenweise zu haben sind. Sie funktionieren vielmehr als multimediale Netzwerke, bestehen aus artverschiedenen Teilen, die sich gerade auf Grund dieser Unterschiedlichkeit ergänzen.

Wieso ist es dann gelungen, die enormen technischen, wirtschaftlichen, sozialen und weiteren Voraussetzungen des Buchdrucks zu übersehen? Wieso verschmelzen die Konzepte von „Buch“ und „Kultur“ derart? Wieso stehen sie 500 Jahre nach Gutenberg der „Technik“ und „Politik“ geradezu als das Andere gegenüber?

Es fehlte und es fehlt ja weithin noch immer ein Begriff für das Ganze, das multimediale Netzwerk, den ökologischen Makrokosmos mit seinen endlosen Spiegelungen. Die typographischen Medien, Prozesse und Vernetzungen sind davon ja nur ein Teil. Und dieser Teil hat für sich, pars pro toto, den Kulturbegriff reklamiert. Im Frühling der Neuzeit herrschte die Gewissheit Leonardo da Vincis, dass alles mit allem verbunden ist, sich ineinander spiegelt. Sein Programm war die Suche nach strukturellen Ähnlichkeiten zwischen den Medien, z. B. zwischen den Bewegungen des Wassers, der Entfaltung der Blütenblätter, den Spuren des Windes im Sand. Gewissheit allein aus der Betrachtung eines Mediums hätte er nicht ziehen können. So wäre auch ein Gespräch mit Descartes kurz verlaufen. Denken an sich schafft keine Gewissheit, aber es hinterlässt Spuren im Körper, Erleichterung und Anspannung, Müdigkeit und Hochgefühle. Die Hierarchisierung der Medien, die Auszeichnung von Geist und Wissen ist ein Vermächtnis Gutenbergs. Buch und Geist werden zusammengedacht und beides als Kultur prämiert. Deshalb gelten die Geisteswissenschaftler noch immer als geborene Kulturwissenschaftler. Kultur, das sollen die Werte, Überzeugungen, das Wissen und die Routinen, die unser Handeln lenken sein und diese lassen sich im typographischen Medium darstellen und verbreiten. So wird es zur eigentlichen Kulturmaschine.

Was hat die Gegenüberstellung von Körper und Geist, von Natur und Technik, von Buchkultur und Industriegesellschaft, von Gespräch und Arbeit mit dem Feiern von Gutenberg und dem Buchdruck zu tun? Gutenberg hat doch diese Oppositionen nicht in die Welt gesetzt.

Auch die unbeabsichtigten Folgen der Gutenbergerfindung sind Folgen. Wir brauchen jedenfalls einen Kulturbegriff, der die Pole mit einschließt. Er muss es ermöglichen, die Widersprüche zu behandeln und es erschweren, sich ihrer durch Ausgrenzung der einen oder anderen Seite zu entledigen. Das Feiern von Gutenberg und des Buchdrucks ist jedenfalls Ausdruck der Prämierung eines Mediums. Es schafft Hierarchien. Bislang hat sich noch jede Hochkultur in der Geschichte ein Leitmedium gewählt. Am Anfang einer Kultur, die sich als Schriftkultur versteht, steht eben deshalb das Wort und nicht z. B. der Tanz. Und indem sie ein einzelnes Medium zu ihrem Totem erklärt, werden die anderen abgewertet und ausgegrenzt. Schriftgelehrte erhalten Macht und Prestige, ihnen wird der Tanz untersagt und zugleich dürfen sie bestimmen, welche Bewegungen erlaubt sind und welche nicht.

Die europäischen Kulturen haben ihre Identität seit etwa 1500, die eine etwas früher, die andere etwas später, die ein intensiver, die andere weniger konsequent an die typographischen Medien gebunden. Neue Religiosität, Aufklärung und Demokratie, Industrialisierung, alles wird durch dieses Medium angestoßen, beschleunigt und zur Perfektion gebracht. Alle Bereiche des Lebens wurden seither verschriftet und sollen durch das Buchwissen gesteuert werden.

Es ist an der Zeit, dass wir der Begeisterung für das Informations- und Kommunikationsmedium den Ökoscheck an die Seite stellen: Es geht darum, die typographischen Formen der Wissensproduktion und Verbreitung in den Gesamtzusammenhang der übrigen kulturellen Medien hineinzustellen. Zu sehen, wer die Beute ist, wenn der Buchdruck der Jäger ist, zu prüfen, inwiefern er Wirt und Parasit ist. Gemäß der Grundüberzeugung, dass die Stärken eines Mediums zugleich deren Schwächen ausmachen, muss nach 500 Jahren Jubelfeiern auch nach den Verlusten gesucht werden.

Dies ist vor allem deshalb im Augenblick vordringlich, weil wir gerade in der Gefahr stehen, wieder ein neues Leitmedium zu unserer kulturellen Identitätsbestimmung zu küren. Es geht darum, den Wiederholungszwang zu durchbrechen und nicht wieder ein einzelnes Medium - und sei es noch so komplex wie die digitale Datenverarbeitung und das Internet - zur Wunschmaschine zu erklären. Die Vision kann nicht in einem einzelnen Medium, sondern sie muss im ökologischen Zusammenwirken vieler Medien gesucht werden. Die an und für sich banale Selbstverständlichkeit, dass alle Kulturen auf dem Zusammenwirken der Sinne und Medien aufgebaut sind und insofern multimedial sind, muss endlich auch auf der Ebene der Kulturpolitik Rechnung getragen werden. Wir können es uns nicht länger leisten, die Komplexität unserer Kultur so zu reduzieren, dass wir ein katalysatorisches Medium pars pro toto zum Namensgeber erklären. Statt ‚Buchkultur‘ nun ‚digitale Kultur‘, das wäre kulturgeschichtlich nichts wirklich Neues, sondern nur Mehr- vom -Selben. Die Feier eines einzelnen Mediums, seien es nun die Bücher oder die Bildschirme, haben im Jahr 2000 nichts Visionäres.

Entmystifizierung der Buchkultur, was soll das heißen?

Jede Kultur wird durch so zahlreiche Werte und Programme gesteuert, dass sie um Akte der Selbstsimplifikation nicht umhinkommt. Sie thematisiert manche Werte und drängt andere damit in den Hintergrund von öffentlichem und individuellem Bewusstsein. Diesen Vorgang kann man Sozialisation, Normierung, Strukturbildung oder auch Ideologisierung nennen. Jedenfalls findet er unvermeidlich statt. Er schafft soziale Strukturen und führt zu Unterschieden zwischen den einzelnen Kulturen auf unserem Globus.

Mythen liefern die Legitimation für solche Vereinfachungen. Sie machen plausibel, warum das eine Medium wichtiger als das andere, der eine Wissenstyp wertvoller als sein Gegenteil ist. Sie erzählen, was in den unendlichen zirkulären kulturellen Prozessen als Anfang und was als Ende zu gelten hat. Im Grunde sind alle Selbstbeschreibungen Mythen, weil sie die Komplexität des Systems vereinfachen müssen. Vielleicht ist deshalb auch der Ausdruck „Entmystifizierung“ missleitend. Da die Mythenbildung für die individuelle und kulturelle Identitätsbildung unvermeidlich ist, führt jede Entmystifizierung zu neuen Mythen. Es kann also nur darum gehen, zeitgemäße Mythen zu finden, solche zu verdrängen, die sich als Blockaden für die Zukunftsgestaltung erweisen. Generell kann man wohl nur davor warnen, zu wenig Mythen zu haben, eben weil dies zu viel Komplexität reduziert. „Ungefährlich hingegen sind die Polymythen“, schrieb Odo Marquard 1979. „Wer polymythisch - durch Leben und Erzählen – an vielen Geschichten teilnimmt, hat durch die jeweils eine Geschichte Freiheit von der jeweils anderen et vice versa und durch weitere Interferenzen vielfach überkreuz; wer monomythisch durch Leben und Erzählen nur an einer einzigen Geschichte teilnehmen darf und muss, hat diese Freiheit nicht; er ist ganz und gar – sozusagen durch eine monomythische Verstricktseinsgleichschaltung – mit Haut und Haar von ihr besessen.“

Welche Mythen hat die Buchkultur „hervorgebracht“ – im Doppelsinn des Wortes?

Da ist zunächst der Ursprungsmythos von der „Schriftkultur“ („Literacy“). Er stellt die typographischen Medien als konsequente Fortsetzung der handschriftlichen und unsere modernen Standardsprachen als Vollender der phonetischen Schriftsysteme der Phönizier dar. Noch immer sehen sich viele, die heute die Buchkultur bewahren und das Lesen fördern wollen, als Hüter einer mehrtausendjährigen Tradition und entsprechend ehrwürdiger Werte. Das ist ein Irrtum. Die Lesekultur, um die im Zeitalter der elektronischen Medien gebangt wird, ist ein technisch und sozial außerordentlich voraussetzungsvolles, nämlich an den Buchdruck, die freie Marktwirtschaft, unwahrscheinliche Wahrnehmungstheorien und viele anderen Programme gebundenes Phänomen. Sie hat in den europäischen Kernlanden eine kaum 500jährige, an deren Rändern eine wesentliche kürzere und in manchen sozialen Sichten und in den meisten Teilen der Erde praktisch gar keine Tradition. Den Zeitgenossen Gutenbergs und den ihnen bis ins 19. Jahrhundert nachfolgenden Generationen kam es im Gegensatz zu den modernen Medientheoretikern und Bibliotheksdirektoren keineswegs in den Sinn, die handschriftliche Informationsverarbeitung mit der typographischen zu einer einheitlichen Lese- oder Buchkultur zu verschmelzen. Im Gegenteil: Bedingung der Durchsetzung des neuen Mediums war gerade seine völlige Andersartigkeit. Nur weil die gedruckten Bücher den geschriebenen „nicht zu vergleichen“ waren, deshalb wurden sie als Allheilmittel gepriesen. Was in der frühen Neuzeit die Menschen begeisterte, das waren die Möglichkeiten der Druckkunst „durch die man alles in der Welt erfahren, wissen und ewig merken und behalten kann, mit der man

anderen wie fern diese auch von uns sind, alles Wissen geben kann, ohne persönlich bei ihnen zu sein und ohne es ihnen mündlich anzuzeigen," wie Valentin Ickelsamer zu Beginn der 30er Jahre des 16. Jahrhunderts in seiner „Teutschen Grammatica“ schrieb. „Lust und Nutz“ handschriftlicher Texte waren lange bekannte und man hatte, jahrtausendlang Schriftzeichen in Stein gemeißelt, Jahrhunderte Briefe geschrieben, Reden aufgezeichnet, sich Notizen gemacht, ohne zu der Auffassung gekommen zu sein, dass diese Fähigkeit für eine ganze Kultur unverzichtbar ist. Die Handschriften stellten keineswegs in Aussicht, dass man mit ihnen „alles in der Welt“ erfahren kann und schon gar nicht war es einem jeden möglich, sich in diese Kommunikationsbahnen einzuschalten und so einer interaktionsfreien Wissensaneignung teilhaftig zu werden. Diese Perspektive eröffnete sich in der Tat erst am Ende des 15. Jahrhunderts, als das Buch zu einer Ware wie jede andere wurde. Erst damit wird auch das „Schreiben“ zu einem Synonym für „Veröffentlichen“ und „Kommunizieren“.

Im übrigen standen Schreiben und Lesen ebenso wie die Handschriften in den älteren Kulturen keineswegs hoch im Kurs. Dem Ideal der Eliten entsprach dieses Medium jedenfalls nicht.

Die Worte „Buch“, „Lesen“, „Schreiben“ und „Schrift“ haben sich als Hindernis für kulturgeschichtliche Betrachtungen erwiesen?

Ja, sie vertrauen oberflächlichen Gemeinsamkeiten und der Etymologie. Das Lesen gedruckter Bücher als Element der gesellschaftlichen Informationsverarbeitung im Europa der Neuzeit setzt sich aber von der mittelalterlichen Evangelien-Lektüre ähnlich bestimmt ab, wie die Fischzüge der japanischen Trawler vom Hobbyangeln. Wenn man beides als ‚Fischen‘ bezeichnet, muss man Unterschiede sehr deutlich machen.

Eng mit dem Mythos der „Schriftkultur“ hängt die Mystifikation literarischer Bildung zusammen. Luther erklärte, das Lesen und Schreiben zu einer elementaren Kulturtätigkeit. Jeder sollte es in seiner Kindheit in öffentlichen Schulen lernen. Bis seine Visionen Wirklichkeit wurden, dauerte es bekanntlich eine lange Zeit. Aber nun gibt es die Schul- und Bildungspflicht, die der große evangelische Medientheoretiker und –praktiker herbeisehnte. Sie vollzieht sich an und mit gedruckten Lehrbüchern und das Schreiben wie für den Druck, einsam, in sich konsistent, ohne weiteren Erläuterungen verständlich nach den Regeln der verordneten Grammatik, ist ein Hauptlernziel. Diese Form der Bildung an, für und mit den typographischen Medien hat die Wissensproduktion enorm vorangetrieben und ihr einen gesellschaftlichen Charakter verliehen, von dem frühere Kulturen nichts ahnten. Dieses Verdienst kann überhaupt nicht angezweifelt werden, aber die Durchsetzung dieses Bildungsideals besitzt auch gewaltige Nachteile. Die Gleichschaltung der Hände und der Muskelbewegungen in den Manufakturen und Fabriken einerseits und des Sprechens und Denkens in den Bildungsmanufakturen und Wissensfabriken andererseits liefen in Europa parallel. Die Gleichschaltung der Köpfe ist die konsequente Verwirklichung des Verständigungsmodells des typographischen Zeitalters. Diese lautet: Wechselseitiges Verstehen wird durch Angleichung der Wahrnehmungs-, - Verarbeitungs- und Darstellungsprogramme erreicht. Verständigung setzt gemeinsame Wissensbasis und ähnliche Denkprozesse voraus. Und diese Gemeinsamkeiten sollen vorab in den allgemeinbildenden Schulen erzeugt und abgeprüft werden. Dasselbe Buch in der Hand jedes Schülers einer Klasse, dasselbe Buch in den gleichen Klassen möglichst aller Schulen. Vielfältige Normierungsprozesse: Kodifizierung der Sprache,

Kanonisierung des Wissens, Linearisierung des Denkens, Geometrisierung der visuellen Wahrnehmung usf. ermöglichen erst eine gleichsinnige Deutung der Texte durch Personen, die sich weder kennen noch die Möglichkeit zur Rückfrage haben. Diese Zurichtung der Menschen in den Schulen und andernorts lässt sich nicht umgehen. Sie gehört zur Buchkultur.

Selbstverständlich hat sie eine schöpferische Seite und ermöglicht vielen, ihre Individualität zu entwickeln und kreativ tätig zu werden. Aber es ist eben ein ambivalentes Programm. Die Schwarmbildung wird durch typographische Programmierung erreicht. Das Vervielfältigungsprinzip dient der Gleichschaltung der unterschiedlichen individuellen Formen der Informationsverarbeitung.

Dass diese Form der Bildung kein verlässliches Mittel gegen die Barbarei ist, wissen wir auf der jüngeren Vergangenheit. Gründe hierfür stellen sich ein, wenn man unter der ökologischen Perspektive die Ambivalenzen und Risiken des Buchdrucks untersucht.

Was nutzt uns die Kenntnis dieser Mythen?

Wenn wir die Risiken kennen, werden wir sie zumindest streuen, nicht alles auf eine Karte setzen. Die Kehrseite der Prämierung des typographischen Verständigungsmodells ist die Unterdrückung anderer Konzepte von Verständigung, die auf anderen Kommunikationsformen und Medien aufbauen. Verständigung ist nicht nur durch die prospektive Angleichung der Programme der Kommunikationspartner zu erreichen, sondern auch durch Aushandlungsprozesse, ad hoc, themenbezogen wie sie in Gesprächen, face to face, üblich sind. Gemeinsamkeiten werden hier nur zwischen den anwesenden Kommunikationspartnern und soweit hergestellt, wie sie für die anstehenden Zwecke unerlässlich sind. Ansonsten geht man davon aus, dass schon ausreichende Gemeinsamkeiten vorhanden sind. Dies ist eine Form von intellektueller just-in-time Produktion – und damit das Gegenteil der Vorratswirtschaft der Buchkultur. Sie ist entschieden flexibler, verträgt viele Wahrheiten und verkraftet mehr Widersprüche als das Kommunikationskonzept der Buchkultur. In diesem Sinne empfiehlt es sich für eine zukunftsorientierte Kulturpolitik den Idealen der typographischen Kommunikation jene des Gesprächs an die Seite zu stellen.

Das Gespräch hat es doch immer gegeben, was haben wir gewonnen, wenn wir es in Zukunft genauso würdigen wie den Buchdruck?

Es wäre ein weiter Schritt in Richtung auf eine ökologische Kommunikationskultur. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass sie keine Hierarchie zwischen den Medien und Kommunikationsformen festlegt. Sie setzt keine Prämie für die Übersetzung der verschiedenen taktilen, visuellen, akustischen, olfaktorischen, emotionalen und anderen Informationen in ein einziges Medium aus, wie dies die Buchkultur mit ihrer Auszeichnung von Sprache und Bewusstsein getan hat. Vielmehr geht es um die Gestaltung des Zusammenwirkens der unterschiedlichen Ausdrucks- und Verständigungsmöglichkeiten. Und dieses Zusammenwirken kann nur dann in einer Kultur frei erprobt werden, wenn zwischen den Kommunikations- und Informationsmedien Gleichberechtigung herrscht. Monomythen und die Suche nach einer einzigen Antwort auf die Frage „Wie ist Erkenntnis/Kommunikation möglich?“, vertragen sich mit diesem Ansatz nicht. Der Begriff „Multivision“ erhält hier einen überraschenden neuen Sinn. So wie auf kommunikativen Feld

multimediale Vernetzungen anstehen, so auf dem kulturpolitischen Feld die Integration verschiedener kultureller Visionen.

Die reflexive Verstärkung der Bedeutung des Gesprächs – und dann natürlich auch seine verstärkte Nutzung bei der Lösung gesellschaftlicher Aufgaben – wäre natürlich nur ein Schritt. Daneben gibt es weitere vernachlässigte Informations- und Kommunikationsmedien, z. B. den Tanz, der als Körpermedium etwa in den Hindukulturen in der Vergangenheit viel zur kulturellen Identitätsstiftung beigetragen hat.

Was würde es bedeuten, wenn man die Vision der Gesprächskultur politisch z. B. bildungspolitisch umsetzen wollte?

Anstatt weitere Universitätsinstitute aus dem Boden zu stampfen, die sich mit den technischen Kommunikationsmedien und ausschließlich technisierter Informationsverarbeitung beschäftigen, wäre es an der Zeit, sich endlich mit dem gleichen Engagement auch dem Dialog und den leiblichen Kommunikationsmedien zuzuwenden. Unser wichtigstes Informationsmedium bleibt das leibliche Verhalten, die Basis unserer Informationsverarbeitung das Gespräch zu zweit und in Gruppen. Warum beschäftigt sich kein medienwissenschaftlicher Lehrstuhl, keine ‚Informatik‘ mit den hier interaktionsleitenden und orientierungsrelevanten Programmen? Warum lehrt kein kommunikationswissenschaftliches Institut Selbst- und Fremdwahrnehmung, Gruppendynamik, zuträgliche Formen der Informationsverarbeitung in Teams usw.? Während die freie Wirtschaft für die Qualifikation ihrer Führungskräfte in diesen Bereichen mehr Zeit und Geld investiert als für deren Weiterbildung an den elektronischen Medien, stellt die staatliche Forschungsförderung für diesen Bereich keine Mittel zur Verfügung. Wenigstens ein Wissenschaftskolleg könnte sich doch mit den kommunikativen Schlüsselqualifikationen befassen, von denen allenthalben geredet und über die so wenig gewusst wird. Und wenn es schon Legitimationsprobleme für Max-Planck-Institute gibt, wieso schafft man dann nicht den Rahmen für eine solche Beschäftigung mit der Geschichte kultureller, d. h. transmedialer Kommunikation, die Prognosen für die Zukunft ermöglicht? Die Wissenschaft scheint hier vor einer Komplexität zurückzuschrecken, die wir im Alltag nebenbei bewältigen. Medienökologie, synästhetische Kommunikationsformen wären ein wichtiger Gegenstand vergleichender Medienwissenschaften.

Ein Beispiel blinden Vertrauens in Kommunikationsformen, die sich in vergangener Zeit unter ganz anderen medialen Bedingungen herausgebildet haben, bietet die Lehre an unseren Hochschulen. Sie entspricht noch immer dem Kommunikationsverständnis des Buchdruckzeitalters: Wissen wird von Experten/Autoren in 45 oder 1 1/2stündigen Paketen, eben wie ausgedruckte Bücher, an die Laien/Studierenden interaktionsfrei weitergegeben. Gute Dozenten zeichnen sich dadurch aus, dass Rückfragen (Rückkopplungen) nicht nötig sind und dass ihr Wissen in den Prüfungen von den Studierenden identisch reproduziert werden kann. Diese Form intellektueller Klonung gefährdet den Standort Deutschland, weil sie reproduktiv und so gar nicht *interaktiv* ist. Wieso sollte man aber bei der Lehre auf etwas verzichten, was man von allen modernen technischen Medien fordert? Angst vor unmittelbarer Interaktion mag übrigens auch ein Motiv für die Begeisterung für teleteaching sein. Solange keine Veränderung der Programme möglich ist, eignet es sich bestens als Vehikel, um das Lernmodell der Buchkultur unter den Bedingungen der neuen Medien aufrechtzuerhalten.

Es ist klar, dass eine dialogische Wissensschöpfung nur dort akzeptiert wird, wo der Glaubenssatz der Buchkultur, dass es für alle wichtigen Fragen eine und nur eine zu jeder Zeit an allen Orten für alle Personen gültige Antwort gibt, suspendiert wird. Wo es diese Wahrheiten gibt, bleibt das typographische Erkenntnis- und Kommunikationsmodell gültig und sinnvoll.

Das klingt technikfeindlich. Der Trend zur multimedialen Vernetzung wird doch augenblicklich bestens durch die neuen elektronischen Kommunikationstechnologien bedient.

Das ist wieder so eine Entweder/Oder-Formulierung, als ob es nicht mehrere Möglichkeiten der Medienintegration gäbe. Aber es hat einen Grund, dass ich die digitalen Medien nicht in den Vordergrund gestellt habe. Die Vorstellung, unsere kulturelle Evolution beruhe in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu praktisch

100 % auf technischem Fortschritt, gehört nämlich zu den verhängnisvollsten Mythen unserer Gegenwart. Ihre Überzeugungskraft gewinnt die Annahme aus der Tatsache, dass die Technik in den letzten Jahrhunderten unbestreitbar ein wesentlicher und in vielen Bereichen der wichtigste Katalysator gesellschaftlicher Veränderungen gewesen ist. Gerade die Drucktechnologie hat viel zur Mystifizierung des technischen Fortschritts beigetragen. Wie stark die Maschinisierung der Arbeit, die Elektrifizierung des Verkehrs, die hochtechnisierte Gestaltung der Umwelt, des Wohnens, der Freizeit, die Gerätemedizin, die Automatisierung von Verwaltung und Dienstleistung usw. unsere soziale Umwelt verändert haben, ist ausgiebig beschrieben worden und von jedermann erfahrbar. Ebenso offensichtlich dürfte sein, dass diese Innovationen auch Krieg und Zerstörung gebracht haben und die Ursache für zahlreiche Missstände sind, unter denen wir gegenwärtig leiden. Die Modernisierung unserer Umwelt hat sich aber nie ausschließlich durch technische Medien vollzogen. Es gab und gibt tiefgreifende Veränderungen, die auf neue Formen der Arbeitsteilung, Umstrukturierungen von Interaktionsbeziehungen sowie Neudefinitionen sozialer Beziehungen und von sozialen Prozessen beruhen: Die Perfektionierung der Trennung von Person und Rolle, die funktionale Differenzierung gesellschaftlicher Kooperation einschließlich der Gewaltenteilung, die Einführung des formalen Rechts und des Prinzips der Legitimation durch Verfahren, soziale und kommunikative Kooperationsformen, das Gewaltmonopol des Staates und andere Konfliktregulierungsmechanismen. Eine relativ neue Sozial-Technologie ist auch die Entwicklung von Institutionen sozialer und individueller Selbstreflexion in Therapie und Beratung.

Natürlich haben auch diese sozialen Errungenschaften ihre Kehrseiten, aber es ist schon merkwürdig, dass bei „Fortschritt“ zunächst immer an Technik gedacht wird. Technische Innovationen bleiben wichtig, aber sie haben in vielen Bereichen als Problemlöser versagt. Gerade in Bezug auf Kommunikation und Informationsverarbeitung kann man in den letzten Jahrhunderten Disproportionen erkennen. Nach der Betonung technischer Perfektionierung wäre nun eine Orientierung auf die Ressourcen, die in der natürlichen zwischenmenschlichen Informationsverarbeitung liegen, angebracht. Es geht also nicht um ein Für oder Wider die neuen Medien, sondern um die Frage, in welcher Weise die Medien in das bestehende komplexe System unserer sozialen und technisierten Informationsverarbeitung eingebaut werden können. Und hier muss das a priori, dass technische Lösungen immer die Besten sind, fallen.

Das Erbe Gutenbergs verteilt sich auf unserem Globus ungleich. Es gibt Erben erster, zweiter und höherer Ordnung. Haben diejenigen Kulturen, die Gutenberg ferner stehen, weniger Stolpersteine auf dem Weg in die Informationsgesellschaft aus dem Weg zu räumen?

Es ist bei den Kulturen nicht anders als bei den Industrieunternehmen: Die Erfolge von gestern sind die Ursachen für das Scheitern in der Gegenwart. Die Erfolge von gestern, die auf der Gutenberg-Erfindung beruhen, das sind Alphabetisierung, Aufklärung und Verwissenschaftlichung des Lebens, die Manufaktarisierung und Vergesellschaftung der Wissensproduktion, die Schaffung funktionierender Kommunikationssysteme im nationalen, gesellschaftlichen Maßstab. Diese Erfolge erschweren die Gestaltung der postindustriellen Gesellschaft, weil sie Vernetzungswege, Formen der Informationsgewinnung und -verarbeitung feststellen und sie durch die Mythen vor Veränderung schützen. So können mögliche und funktionale andere Formen der Zusammenarbeit nicht ohne weiteres ausprobiert werden. Es ist, als ob die Schaltwege eingefroren und die Relais feststehen. Das dürfte auch ein Grund sein, warum sich Europa in vielen Bereichen schwerer als Amerika und viele asiatische Länder tut, die Chancen elektronischen Medien auszuloten. In diesen Ländern wurde der Buchdruck praktisch erst 200 Jahre später eingeführt und niemals in der flächendeckenden Intensität. Die elektronischen Medien: Telegraph, Rundfunk, Film, Fernsehen und später dann die Computer trat vergleichsweise früher in Konkurrenz und haben es nicht zugelassen, dass die Konzepte der Buchkultur den Alleinvertretungsanspruch durchsetzen konnten, den sie in Zentraleuropa besitzen. Zumal das Geburtsland von Gutenberg, das seine Erfindungen besonders gründlich genutzt, von deren Segnungen besonders stark profitierte, mag sich auf rückkopplungsintensive und damit riskantere Kommunikationsformen nur ungern einlassen. Gerade für Deutschland wäre die Rede vom Jahrhundert des Gesprächs eine zeitgemäße medienpolitische Schwerpunktsetzung, weil sie die Aufmerksamkeit auf die rückkopplungsintensive Interaktion, synästhetische Wahrnehmung, massive Parallelverarbeitung und multimediale Kommunikationsformen lenkt.